

Phantom und Phänomen
Zum 50. Todestag des Schriftstellers B. Traven
Von Jan-Christoph Hauschild

Im Sommer 1924 geht im Hafen von Tampico ein Mann an Land, der sich B. Traven nennt. Dem sorgfältig ausgeklügelten Namen sieht man seine Herkunft nicht an. Problemlos lässt er sich bei nächster Gelegenheit zum Vornamen umfunktionieren. Und auch als Ingenieur B. Traven Torsvan tut er alles, um in seiner neuen Heimat Mexiko so unsichtbar wie möglich zu bleiben.

In Wirklichkeit heißt dieser Mann Otto Feige und ist Deutscher, geboren am 23. Februar 1882 im äußersten Osten des damaligen Brandenburg. Sein erlernter Beruf ist Maschinenschlosser, darüber hinaus war er als sozialdemokratischer Agitator und Gewerkschaftsbeamter mit Sympathien für den Anarcho-Syndikalismus tätig. Doch im Alter von 25 Jahren nahm er die frei erfundene Identität eines gebürtigen Kaliforniers namens Ret Marut an und arbeitete als Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller.

Ab 1917 hatte er in seinem Münchner Ein-Mann-Verlag, unterstützt von seiner Lebensgefährtin Irene Mermet, die pazifistische Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“ herausgegeben, obendrein im Frühjahr 1919 in beiden Räterepubliken Funktionsämter übernommen und war deswegen nach der blutigen Niederschlagung der bayrischen Revolution als Hochverräter verhaftet worden. Kurz vor der Aburteilung durch ein Feldgericht gelang ihm die Flucht; seitdem lebte er im Untergrund. Seine Zeitschrift, die er nun in ein individual-anarchistisches Kampfblatt verwandelte, konnte er dennoch bis Ende 1921 fortführen. Nach einer Odyssee durch halb Europa wurde er Ende 1923 in London als illegaler Ausländer vorübergehend in Abschiebehäft genommen. Eigentlich hatte er sich in die Vereinigten Staaten absetzen wollen, aber seine Einreise war an fehlenden Ausweispapieren gescheitert.

Stattdessen also Mexiko, das vielleicht ohnehin sein eigentliches Ziel gewesen war, seit er in einer kommunistischen Zeitung einen Aufsatz gelesen hatte, dessen Lektüre geeignet war, den Wunsch zu wecken, „Hab und Gut zu verkaufen und sich aufzumachen, hinunter nach Mexiko zu gehen“. Als er sich noch Ret Marut nannte, hatte er – in einem Flugblatt vom späten Frühjahr 1919, nach den Morden an Luxemburg und Liebknecht – von einer freien Assoziation jenseits der Parteien

und Organisationen geträumt, einer Massenbewegung ohne Programme und Statuten, die keiner Führer, keiner Vorsitzenden und keiner Minister bedürfe. In der „Indianerkommune“, wie er sie jetzt im Bundesstaat Chiapas kennen lernt, erblickt er eine Wirtschaftsform, die seinem Ideal von Selbstverwaltung und Gemeineigentum nahe kommt.

Von einem amerikanischen Geschäftsmann pachtet er nördlich von Tampico in der Agrarsiedlung Columbus (heute Cuauhtemoc, Altamira) ein Stück Farmland mit einem auffälligen Wohngebäude und beginnt schon am nächsten Tag damit, sein Stückchen Land urbar zu machen. Ein paar Einkünfte verschafft er sich als Hauslehrer in den amerikanischen und europäischen Familien, die sich als Farmer in Columbus angesiedelt haben, und durch kurze Aushilfsjobs im nahegelegenen Ölcamp. Einen Tag lang hilft er seinem Vermieter bei der Baumwollernte. Auch bei einem Viehtrieb ist er Augenzeuge.

Aber niemals denkt er daran, sich als Farmer oder Hilfsarbeiter seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Alles geschieht mit dem Ziel, mehr über Land und Leute zu erfahren, regionale Eigenart und Atmosphäre in sich aufzunehmen. Worauf er erpicht ist, sind Sachinformationen, die fortzuspinnen seiner überbordenden Phantasie nicht schwer fällt. Es ist die Kunst von Traven, aus eigenen Wahrnehmungen und angelesenen Erfahrungsberichten realitätsnahe Erlebnisse zu generieren. Und sein Erzählen ist von einer gekonnten Unmittelbarkeit, die eigenes Erleben vorspiegelt.

Anfang 1925 bietet Traven dem Berliner „Vorwärts“, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, einen Roman an, „der aus eigener Erfahrung das Leben der Baumwollpflücker in den Tropen“ schildert. Der Brief ist mit Bleistift geschrieben, weshalb Traven nicht versäumt, entschuldigend geltend zu machen, dass „die nächste Gelegenheit, Tinte zu kaufen“, sechsunddreißig Meilen entfernt sei. Im nächsten Brief lässt er außerdem wissen, dass er sich nicht nur als Baumwollpflücker verdingt hat, sondern auch schon als „Oelmann“, „Farmarbeiter, Kakaoarbeiter, Fabrikarbeiter, Tomaten- und Apfelsinenpflücker, Urwaldroder, Maultiertreiber, Jäger“ und „Handelsmann“ unter Indianern tätig war. Der Wahrheit entspricht das alles nicht, aber sein Versprechen auf authentische Mitteilungen von den Rändern der Zivilisation wird dadurch bekräftigt. Die Adresse „Columbus Tamaulipas Mexico“ verleiht Traven einen Expertenstatus, der von niemandem in Frage gestellt wird.

Eine in Mexiko spielende Geschichte, eingesandt von einem in Mexiko lebenden Autor, der seinen Brief mit Bleistift auf schlechtes Papier geschrieben hat und offensichtlich mit dem armen Teufel identisch ist, der im Roman auf glühenden Baumwollfeldern schuften muss; locker, aber auch spannend erzählt in einem knappen, sachlichen Stil – alles passt zusammen und lässt es als sehr wahrscheinlich erscheinen, dass sich dieser Roman aus den wirklichen Arbeitsverhältnissen des Verfassers entwickelt hat. In der Berliner „Vorwärts“-Redaktion kann man daher gar nicht anders, als das angebotene Manuskript für authentisch zu halten und den unbekanntem Verfasser für einen literarisch begabten Arbeitsvagabunden, jedenfalls für eine reale Person, die Brief für Brief an Kontur gewinnt. Angaben zu seiner Herkunft und seinem Lebensweg macht Traven allerdings nie.

Mit der Annahme des Romans durch den „Vorwärts“ und bald darauf auch durch die frisch gegründete Büchergilde Gutenberg, eine von der Gewerkschaft der Buchdrucker ins Leben gerufene Lesergemeinschaft, die sich als Alternative zu den profitorientierten Buchverlagen versteht, beginnt die Erfolgsgeschichte des Autors B. Traven, an deren Ende bis zu seinem Tod 1969 alleine zwölf Romane und vier Erzählbände stehen, die in 33 Sprachen übersetzt wurden und eine Gesamtauflage von ca. 30 Millionen Exemplaren erreichten, darunter „Das Totenschiff“ (1926), „Der Schatz der Sierra Madre“ (1927), „Die Brücke im Dschungel“ und „Die weiße Rose“ (beide 1929).

Aufgrund der Erzählstoffe – Irrfahrten eines Seemanns ohne Identitätspapiere in West- und Südwesteuropa, abenteuerliche Goldsuche in den Bergen der Sierra Madre Occidental, mysteriöses Verschwinden eines kleinen Jungen in einem Dschungeldorf am Tamesí-Fluss, betrügerische Landbesitznahme durch einen US-amerikanischen Ölkonzern im Bundesstaat Vera Cruz – lassen sich diese Romane ohne weiteres der Spannungsliteratur zuordnen. Zugleich aber wird die Kapitalismuskritik von Karl Marx anschaulich vor Augen geführt. Travens passlose Seeleute, proletarische Farm- und Ölcamparbeiter, Bäckereiangestellte, Holzfäller und Fuhrleute in Lohnsklaverei können aufgrund betrügerischer Arbeitsverträge nicht frei über ihre Arbeitskraft verfügen, sondern müssen sie nach dem Willen desjenigen einsetzen, für den sie arbeiten. Dieser vermehrt sein Kapital durch die rücksichtslose Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, indem er ihnen nur einen geringen Teil des von ihnen geschaffenen Wertes vergütet, während er den größten Teil als

Mehrwert einbehält, aus dem er seinen Profit schöpft. Demgegenüber tritt Traven für eine gerechte, klassenlose Gesellschaft ein, deren Subjekte ein selbstbestimmtes Leben führen.

Löwen, Tiger, Riesenschlangen

Was macht den durchschlagenden Erfolg Travens bei der Arbeiterpresse und der Büchergilde und anschließend bei einem rasch nach Millionen zählenden Lesepublikum aus? Für seine Lektoren ist es die Verbindung von Bekanntem und Fremdem: Zum einen der dem Leser aus seinem täglichen Leben bekannte Emanzipationskampf des Proletariats, sein Trotz, seine Auflehnung und sein Ringen um Freiheit, Gerechtigkeit und kulturelle Teilhabe. Denn das ist Travens Hauptthema: das Leiden der Ausgebeuteten im kapitalistischen Wirtschaftssystem unter korrupter Regierung und ihr Aufbegehren, vom erfolgreichen Streik bis zum revolutionären Befreiungskampf. Dazu kommt der Fremdreiz des Exotischen; „alles, was mit Tropen, Urwald, Indianern, Tigern, Schlangen und dergleichen zusammenhängt“. Und Traven bedient dieses Interesse immerfort.

1928, als er schon längst nicht mehr in Columbus wohnt, schildert er in einem Beitrag für die Mitgliederzeitschrift der Büchergilde sein „Dichterheim“ im Busch. Jedoch nicht, um Aufklärung über sein wirkliches Leben zu geben, sondern weil Armut, Anspruchslosigkeit und äußere Gefahren als Hintergrund und Voraussetzung seines Werks wahrgenommen werden sollen: „Die Moskitoplage während bestimmter Stunden des Tages war so fürchterlich, daß ich Hände und Kopf in Tücher wickeln mußte, um den Angriffen von Hunderttausenden schwärmenden Moskitos zu widerstehen. ... Andre Gäste, die ich dort oft vorfand, waren Schlangen, die sich in den Winkeln innerhalb des Hauses verkrochen. ... Das Haus wimmelte buchstäblich von großen Skorpionen und von fingerlangen roten Spinnen. ... Oft genug zogen des Abends dicht vor Sonnenuntergang ganze Heereszüge großer Ameisen mitten durch das Haus.“ Nicht minder reißerisch hieß es bereits früher in einem Brief: „Löwen, Tiger, Riesenschlangen, Klapperschlangen und Riesen-Eidechsen kamen bis dicht vor das Haus und auf der Treppe habe ich oft beim Heimkommen beindicke Schlangen angetroffen, die sich dort sonnten.“

Bei Travens „Löwen“ und „Tigern“ handelt es sich um Pumas und Jaguare; Menschen greifen sie nur an, wenn sie in die Enge getrieben werden. Aber mit derlei Jägerlatein ohne Jagd schafft Traven ein atmosphärisches Szenario, das anschaulich zu machen sucht, „unter welchen physischen Qualen“ seine Werke entstanden sind, die den Anspruch haben, „natur-echt“ zu sein. Denn sie sollen als „Dokumente“ gelesen werden, denen er lediglich „leichterer Lesbarkeit wegen“ die Form von Romanen gegeben haben will. Immer und immer wieder betont er die durch ihn, den Träger der Erlebnisse, authentifizierte Tatsachenwahrheit seiner Texte, deren Zweck das Aufklären und „Aufdecken“ ist.

Beim Publikum etablieren sich auf diese Weise allmählich Facetten eines Autorprofils, die in der Summe eine konsistente Erscheinung ergeben: das Bild eines anspruchlosen Mannes, der in wechselnden Berufen schwere proletarische Arbeit verrichtet und, weil er in einem nur halbwegs zivilisierten Land lebt, dabei zahlreiche Abenteuer erlebt, die er – ganzer Kerl, der er ist – stets meistert und die er, vielleicht aus Geldmangel, vielleicht aus Überzeugung, jedenfalls nicht aus Ruhmsucht, aufgeschrieben hat; der abseits der Zivilisation in der Einfachheit und Ehrlichkeit der Indigenas das wahre Leben gefunden hat. Es ist ein Trugbild, aber es spiegelt den Wunsch des Publikums nach Übereinstimmung zwischen Autor und Werk.

Ruhm ohne Biographie

Doch die Gleichsetzung der Romanfiktion mit seinen persönlichen Lebensumständen hat Folgen für Traven. Denn je mehr diese als außergewöhnlich erscheinen, desto stärker fokussiert sich das Interesse seines Publikums auf seine private Existenz, weshalb er sich schließlich gezwungen sieht, eine plausible Begründung für seine Geheimniskrämerei zu liefern.

Von allen denkbaren Erklärungen wählt er diejenige, bei der er mit der meisten Zustimmung rechnen kann: Weil er ein Leben ohne Prominentenstatus führen will, unbelästigt und ungestört. Außerdem halte er sich und seine Person schlicht „nicht fuer wichtig genug“, als „dass man sich darum bekümmern sollte.“ Seinen Verzicht auf öffentliches Ansehen verbindet er mit dem Prinzip des antiautoritären Sozialismus: „Die Arbeiter sollen keine Autoritäten verehren, weder Könige noch Generäle, noch Präsidenten, noch Künstler, noch Ozeanflieger. ... Ich fühle mich

als Arbeiter innerhalb der Menschheit, namenlos und ruhmlos wie jeder Arbeiter, der seinen Teil dazu beiträgt, die Menschheit einen Schritt weiter zu bringen.“

Die von Traven behauptete Uneitelkeit und Ehrgeizlosigkeit ist jedoch alles andere als eine Bescheidenheitsgeste. Dahinter verbirgt sich die Sorge, identifiziert und widerlegt zu werden. Aus dem gleichen Grund bekommt ihn auch keiner seiner Leser jemals zu Gesicht. Dabei hätte man sich ihn gut vorstellen können, den dichtenden Vagabunden, nachdenklich über die Remington-Schreibmaschine gebeugt, oder mit Körperspannung auf dem Pferd sitzend, den Revolver an der Seite, oder, à la Karl May, einem anderen Hochstapler des Selbsterlebten, in seinen Rollen als Schiffsheizer, Baumwollpflücker, Goldsucher posierend.

Die Verweigerung eines Autorenfotos hat nichts mit Uneitelkeit oder Schüchternheit zu tun. Vielmehr steht zu befürchten, dass einige Leute in Deutschland in diesem B. Traven ihren verschollenen Sohn bzw. Bruder bzw. Freund bzw. Arbeitskollegen erkennen, über den es eine Menge zu erzählen gäbe. Wenn er nicht, wie der Selbsterfinder von Old Shatterhand, Kara ben Nemsi und Dr. Karl Sternau, als Angeber und Aufschneider dastehen will, kann er seinen tatsächlichen Lebenslauf nicht preisgeben. Vielmehr setzt er alles daran, Mutmaßungen über seine deutsche Herkunft zu dementieren: Er sei Amerikaner von Geburt, lässt er wissen, aufgewachsen „in dem Gewühl und dem Gemenge der proletarischen Viertel großer amerikanischer Industriestädte“, seine Muttersprache sei Englisch. Die Auskunft stößt auf Skepsis, kann aber vorläufig nicht widerlegt werden.

Im Kampf der Literaten um Aufmerksamkeit ist B. Traven in seiner Epoche der einzige, der dies über den Umweg der Negation erreicht. Was bei anderen das Genie, das Ärgernis oder der frühe Tod sind, das Unerklärliche, Unhinterfragbare, mit dem sie Eindruck machen, ist bei ihm das Geheimnis.

Es ist eine bewusste Entscheidung. Schon in den handschriftlichen Entwürfen zum „Totenschiff“, entstanden vor seiner Übersiedlung nach Mexiko, ist zu lesen, dass erst das Geheimnis einem großen Mann jene Aura des Mysteriösen verleihe, die für seine herausragende Stellung unerlässlich sei.

Information und Desinformation

Bereits in den 1930er Jahren macht das Gerücht die Runde, Traven sei mit dem Publizisten und Aktivist der Münchner Räterepublik Ret Marut identisch. Erich Mühsam, sein Kampfgefährte aus dieser Zeit, ist einer der ersten, der aufgrund von Stilvergleichen zu diesem Schluss kommt. 1948 meldet sich dann mit einem Leserbrief an die Hamburger „Welt“ ein ehemaliger Eleve des Düsseldorfer Schauspielhauses zu Wort, der zu berichten weiß, dass Marut dort viele Jahre lang als Schauspieler und Kurzgeschichtenautor tätig gewesen ist. In den nächsten zweieinhalb Jahrzehnten liefern weitere Zeitzeugen und investigative Journalisten eine Fülle von Material, das den Mythos entzaubern soll. Doch ohne Bestätigung durch den Autor muss alles Spekulation bleiben. Und der tut alles, um von den wahren Tatsachen abzulenken.

Um das Interesse dosiert zu bedienen und in ungefährliches Fahrwasser zu lenken, ruft der Meister der Selbstvermarktung 1951 die „BT-Mitteilungen“ ins Leben, die bis 1960 in zwangloser Folge erscheinen. Als Herausgeber firmiert Travens Literaturagent in Zürich, von wo aus das hektographierte Blättchen gratis an Redaktionen und sonstige Interessenten verschickt wird.

Soweit es sich nicht um Zitate aus anderen Publikationen handelt, stammen fast alle Texte von Traven selbst, der jedoch namentlich stets im Hintergrund bleibt, wodurch er der Eigenwerbung ungehemmt die Zügel schießen lassen und weiter an seiner Performance in der Öffentlichkeit arbeiten kann. Das Pathos der Selbstbeweihräucherung erreicht mitunter ein Ausmaß, dass es selbst seinen Verehrern zuviel wird. 1951 erfährt eine staunende Leserschaft, dass „seit vielen Wochen“ auf dem Dach der Librería de Cristal, einer großen Buchhandlung in Mexiko-Stadt, „in blauem Neonlicht“ die Worte strahlen: „B. Traven – El barco de la muerte – Nueva Edition“, und zwar in einem dem gigantischen Erfolg adäquaten Rahmen „von acht Meter Breite und sechs Meter Höhe“.

Zugleich sind die „BT-Mitteilungen“ Travens Medium der gezielten Desinformation. Die zahlreichen existierenden Identitätshypothesen werden nicht nur in quälender Ausführlichkeit wiederholt, also gewissermaßen am Köcheln gehalten, sie werden auch um von ihm selbst fingierten Klatsch und erfundene Bizarrerien (von denen sich einige als ernsthafte Spekulationen bis in die Gegenwart gehalten haben) vermehrt, darunter auch die Legende, er sei ein Abkömmling der Hohenzollern („Neffe des deutschen Kaisers“, „Hohenzollern-Fürst“). Der Wahnsinn hat durchaus Methode: Indem er sie mit immer

aberwitzigeren Flunkereien kontaminiert, entwertet Traven die wenigen echten Enthüllungen.

Legende als Vermächtnis

Traven stirbt am 26. März 1969 in Mexiko-Stadt, etwas mehr als 87 Jahre alt. Von seinen sechs Geschwistern wird nur seine jüngste Schwester ein höheres Lebensalter erreichen. Nach seinem Tod ist es seine Witwe, die das Gerücht einer aristokratischen Abstammung durch mündliche Andeutungen und schriftliche Dementis in der Schwebe hält. Von Traven dazu autorisiert, darf Rosa Elena außerdem bestätigen, was ohnehin längst als sicher galt: dass er in jungen Jahren in Deutschland als Schauspieler und Schriftsteller tätig war und unter dem Namen Ret Marut die radikale Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“ herausgab. Doch wer sich hinter Ret Marut verbarg, hat selbst sie niemals in Erfahrung gebracht.

Erst 1977, als sich in den Vereinigten Staaten durch eine Gesetzesnovelle die Archive von Außenministerium, Bundespolizei und Auslandsnachrichtendienst öffnen, werden Dokumente des State Department zugänglich, aus denen hervorgeht, dass Ret Marut im Winter 1923/24 gegenüber Scotland Yard das Geständnis abgelegt hat, in Wahrheit Otto Feige zu heißen und als Kind einer ledigen Fabrikarbeiterin im preußischen Schwiebus zur Welt gekommen zu sein.

Dieser Spur geht ein Team des britischen Fernsehsenders BBC um den Journalisten Will Wyatt nach. Bei weiteren Nachforschungen stellt sich heraus, dass die Familie Feige Schwiebus (heute Świebodzin, Polen) zur Jahrhundertwende verlassen hat und nach Wallensen übersiedelt ist, eine 1000-Seelen-Gemeinde südlich von Hannover. Hier kann Wyatt 1978 die beiden noch lebenden Geschwister des Mystery Man interviewen, die elf Jahre jüngere Schwester Margarethe und den dreizehn Jahre jüngeren Bruder Ernst. Über 50 Jahre nach seinem Verschwinden erkennen beide in Fotos von Traven in Mexiko, vom Schauspieler Ret Marut in Düsseldorf und vom Abschiebehäftling in London auf Anhieb ihren verschollenen Bruder Otto: „Das ist er. Mmh.“ – „Ja ja, da ist er.“ Einige Jahre später hat Graham Rabey, ein Spezialist für biometrische Gesichtserkennung an der Universität Manchester, in Wyatts Auftrag je zwei Fotos von Otto Feige und Ret Marut gründlich miteinander verglichen und ist zur

Überzeugung gelangt, dass es sich *mit absoluter Sicherheit* um ein- und dieselbe Person handelt – oder allenfalls um eineiige Zwillinge.

Aus dem Bericht der Geschwister geht hervor, dass Ottos Kindheit und Jugend von Zurückweisungen und Enttäuschungen geprägt waren: Nach seiner vorehelichen Geburt habe er seine ersten Lebensjahre in der Obhut der Großeltern verbringen müssen; als die Eltern ihn schließlich zu sich holten, sei es eine unglückliche Heimkehr in eine ihm fremde Familie gewesen. Später habe der Magistrat aufgrund seiner herausragenden Leistungen angeboten, das Schulgeld für den Besuch eines auswärtigen Gymnasiums zu übernehmen, doch hätten sich die Eltern außerstande gesehen, für Kost und Logis aufzukommen und ihren Sohn stattdessen in eine Schlosserlehre gesteckt, wodurch sich Ottos Hoffnungen auf ein Theologiestudium zerschlugen – für den 14-Jährigen ein weiterer Beweis für fehlende Zuneigung. 1903 schließlich, als ihm die Eltern jede Betätigung für die Sozialdemokratie vor Ort untersagten, habe er die Familie im Streit verlassen. Erst viele Jahre später sei wieder ein Lebenszeichen von ihm gekommen; da habe er in London im Gefängnis gesessen.

Das Phantom ist damit entschleiert; was bleibt, ist das Phänomen Traven, eine gigantische Kompensationsleistung. Im Licht der prekären Familiensituation erscheinen sein Selbstentfaltungsdrang und sein Spiel mit fremden Identitäten als Sehnsucht nach Bildungs- und Erlebniswelten, deren Zugang dem Proletarierkind durch Familie und Gesellschaft verwehrt worden waren. Vor diesem Hintergrund lassen sich dann auch seine enorme Geschäftstüchtigkeit und sein maßloses Geltungsbedürfnis als ungezügelter Genuss der Anerkennung begreifen, die er sich in seinen vielerlei Rollen immer wieder aufs Neue erarbeite – zuletzt mit solchem Erfolg, dass der Mann aus der ostbrandenburgischen Provinz als einer der meistgelesenen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts gelten kann.